

Ein Paar Schuhe

Autor(en): **Alienus, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **16 (1948)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567404>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

EIN PAAR *Schuhe*

Ein Kapitel aus einem Roman von Hans Alienus

Es ist die Zeit nach dem ersten Weltkrieg. Und in Berlin herrscht allenthalben Not und Verwahrlosung. Heinrich Erhard ist Student und verdient sich seine Kollegengelder durch Freizeitarbeit. Wir begegnen ihm, wie er aus dem Kolleg heimkommend, an einem jener Bücherwagen stehen bleibt, die rings um die Universität an den Straßenecken halten und alte Bücher zu billigen Preisen anbieten. Auf einem der Bücher las Heinrich

„Briefe an das Leben“. „Aus den Aufzeichnungen eines Dichters“. Der Titel klang verheißungsvoll genug. Heinrich erwog recht ernstlich, das Buch zu kaufen. Auch der Umschlag sah doch sehr verlockend aus. Da fielen in seinen nach unten gerichteten Blickkreis zwei lichte Gegenstände: näher gesehen waren es zwei Füße. Zwei nackte Füße eines jungen Menschen gleichen Alters wie er, der ebenfalls nach dem Boden blickte: Zigarettenstummel aufzusammeln, die andere fortgeworfen hatten. Und Heinrich erschrak plötzlich. Neben ihm geht also ein Mensch, der nicht einmal Schuhe hat. Und es ist bald November. Unter all diesen tausend Füßen der Straße, die schwarz und braun bekleidet und behuft sind, leuchten die zwei nackten Füße riesig, monströs und unglaublich hervor. Sie quälen, sie schreien. Ja, weiß man denn nicht: es gibt Arme, die keine Schuhe haben. Gewiß. Aber das Erlebnis davon war wie ein Schlag an die Brust. Heinrich ging dem jungen Menschen nach. Der Lumpensammler — er gehört doch auch zum heiligen Bann aller Jugend! dachte er. Sein erster Entschluß war, dem Verwahrlosten einen Geldbetrag zu geben. Sich loszukaufen von seinem sozialen Schuldgefühl. Aber was für eine halbe Maßnahme wäre das gewesen. Solche Hilfen ließen nicht leben, noch sterben. Etwas Radikales mußte geschehen! Unter der Jacke, auf dem Herzen, diesem Herzen unglaublich nahe und verbunden, fühlte Heinrich seine Brieftasche. Darin befand sich der Betrag von den Hilfsarbeiten bei Professor Felten, der für den neuen Wintermantel bestimmt war.

Heinrich faßte den Verwahrlosten leise an der Schulter, nachdem er etwas Mut dazu gesammelt hatte. „Es geht doch nicht, daß Sie ohne Schuhe sind!“ sprach er ihn an. „Man muß das doch ändern!“ Und er betrat mit ihm ein Schuhgeschäft. „Der Herr da ist ohne Schuhe!“ sagte er zu der Verkäuferin, die ihn erst einen Augenblick unverstehend ansah, dann aber mit einem Paar stark besohlter Schuhe, wie eine kleine Chinesin knieend, vor dem Lumpensammler auf der Ritsche Platz nahm und ihm ihre Ware anprobierte. Der junge Wilde ließ alles mit sich geschehen, ohne ein Wort zu sagen, ohne auch nur ein Zeichen des Erstaunens von sich zu geben. Dann

hatte er seine Schuhe und ging. Heinrich zahlte. In diesem Augenblick klopfte ihm sein Kommilitone Rütgers lachend auf die Schulter, der auf ein Paar Schnürsenkel wartete. „Was ist's mit dem?“ fragte er Heinrich, indem er mit dem Kopf nach dessen Schützling wies, der die Tür eben hinter sich schloß. Heinrich antwortete: „Er hatte keine Schuhe!“ Rütgers: „Aber jetzt hat er welche!“ Heinrich: „Ja!“ — „Es ist wahr, Du hast eine sehr gute Tat getan, Heinrich,“ meinte Rütgers, „aber — —“

„Nein, Du irrst Dich! Ich habe höchstens eine schöne Tat getan!“ unterbrach ihn Heinrich. „Du wirst Dich erinnern: Kant nennt gut eine Tat, die aus einer Maxime fließt und selbst gegen die eigene Neigung des Handelnden durchgeführt wird. Aber wenn jemand etwas in einem plötzlichen Gefühl tut, so ist es nicht gut im Kantischen Sinne, sondern höchstens schön im Schillerschen Sinne!“ Dies wäre nun ein Thema gewesen nach Beider Herzen, um sich darüber während des Mittagbrottes und bis in den Abend hinein zu streiten.

Aber Rütgers kam mit einem Seitengedanken. „Heinrich, Heinrich, nichts wird Dich retten! Ich sehe noch, daß Du Dich eines Tages in die Notwendigkeit versetzt fühlst, aus Grundsatz das ärmste, häßlichste, verwahrloste, blatternarbigste Mädchen zu heiraten, das auf der Welt ist! Denke darüber nach.“ Heinrich lächelte. Aber zugleich fiel es ihm schwer aufs Herz: ja, das hatte er nicht bedacht, das müßte man tun! Rütgers hat recht! Er horchte bang und ahnungsvoll in eine ferne Zukunft und nach der Zeiten Klang herüber.

Dann aber sagte er plötzlich: „Nein, so müßte man es nicht machen. Sondern: das wundervollste, prinzeßlichste Mädchen müßte man heiraten, das einem begegnet. Die ist gerade gut genug für einen wirklich jungen Menschen. Du irrst Dich, wenn Du glaubst, man wäre zum Vergnügen auf der Welt und dürfte heiraten, wenn man will, etwa eine ganz degenerierte Arme! Nein, man ist dazu da, um das Strahlende, Lichte zu realisieren. Deshalb muß man das wundervollste Mädchen erwählen. Allerdings, nachdem man sich zuvor ins Höchste gesteigert und empor geübt hat: durch den Umgang mit Erwähltesten, durch das Studium aller Weisen und durch Ausbildung des Körpers, ach was sage ich, durch tausend Bilder der Maler, durch Musik, Ferne, hohes Wollen! — Kurz, man hat nicht das Recht, eine Arme, Aussätzige zu heiraten, sondern man hat es zur Pflicht, den höchsten Menschen zu wählen, den man finden kann. Diese Pflicht hat man gegen seine Kinder, die man nicht kennt, und gegen die Menschheit in tausend Jahren!

Und also siehe: während ich vorhin dem armen Jungen und Zeitgenossen dort die Schuhe kaufte, schien ich gut zu handeln, und habe doch nur schön gehandelt. Heirate ich aber den vollkommensten Menschen in Mädchenleib, so scheine ich schön zu handeln, und habe doch in Wahrheit gut gehandelt: nämlich in Uebereinstimmung mit meiner höchsten Maxime und nicht aus Impuls.“

*

Heinrich schaute nicht ganz gern auf die Episode mit dem jungen Lumpensammler zurück. Schuhe sind unten an der Erde!,

dachte er. Sie sind das Unterste, aber weit entfernt, das Ganze zu sein. Sie sind ein Anfang. Ihnen muß entsprechen: die Wäsche, die Hose, der Rock, der Hut, der Mantel — der ganze Mensch zugleich mit seinem Anspruch an Nahrung und Wohnung: kurz, die Einordnung einer Gesamtexistenz in die soziale Gemeinschaft. Eine ungeheure Aufgabe. Und wie viele Millionen solcher Aufgaben, unabsehbar und oft auf die Dauer unlösbar, gibt es in Berlin, in Deutschland, in Europa, in der Welt, in der Gegenwart und in aller Zukunft! Woran habe ich mich gewagt? Was habe ich angefangen? Eine Halbheit? Nein!, den abermillionsten Teil einer Halbheit habe ich unternommen. — Hätte man also die Sache mit den Schuhen unterlassen sollen? Keineswegs, das auch wieder nicht. Aber man hatte in die Augen des Ungetüms „soziale Not“ geschaut, das Milliarden Köpfe trägt.

Heinrich saß am Schreibtisch aus braunem Mahagoni, der umgeben war von alten Stichen, die Fenster in vergangene Lebensumstände einstiger Menschen auftaten. Bei Bildern unterschied Heinrich solche, die er als Spiegel liebte, weil er darin unbekannte Dinge seines eigenen Selbst plötzlich deutlich wahrte, und solche, die Fenster brachen durch die Wand in die Zeiten hinein und in die Ferne. Ganz wenige aber waren beides: Spiegel und Fenster zugleich. Und die liebte er am meisten. Es war Sonntag und noch zu früher Stunde. Das Bett schimmerte in der Ecke, ein blaues Schneegebirge von Kissen im Morgenlicht. Frühsonne kritzelte ihre Hieroglyphen über die Wand. Es war still.

Da schrillte die Glocke draußen. Schritte kamen. Die Wirtin öffnete die Tür und schob mit einem sehr seltsamen Gesichtsausdruck einen Gast in das Zimmer. Der junge Zigarettenstummelsucher stand Heinrich gegenüber. Woher wußte er seinen Namen, seine Wohnung? Heinrich begriff es nicht. In des Gastes Augen aber stand nichts Außergewöhnliches. Er blickte so unverändert, wie damals, als er durch die Straßen gegangen war, und dann im Schuhladen. Er fragte Heinrich ohne Umschweife, ob er ihm nicht weiterhelfen wolle. Schuhe — er trug sie nicht, sondern ging wieder barfuß — besäße er nun. Aber um einen der wichtigen Posten zu bekleiden, wegen deren er sich neuerdings zu bemühen gedächte, seitdem er im Besitze der schönen Schuhe sei, um einen solchen Posten anzutreten, brauche man auch einen Anzug und einige Wäsche. „Ich habe garnichts als diese Lumpen! Sie können sich überzeugen!“ — Bei diesen Worten aber hatte der junge Mensch plötzlich die Knöpfe seines zerschlissenen Rockes aufgeknöpft, und in großen, silbernen Rhythmen, mit jedem seiner Atemzüge weit ausschwingend und den ganzen Raum erfüllend, floß das Licht seiner nackten breiten Brust durch den Raum, der davon nachdunkelte. Heinrich fühlte von fern eine Beziehung herüber zu der Brust des Cupido-Jünglings von Caravaggio, der dort drüben im Museum hing, farbiger Abglanz aus Renaissance-Tagen. Ihm war, als hörte er irgend eine ferne Uhr schlagen und den Zeitenstrom fließen. Doch der junge Mensch hatte die Hand bereits am Gurt seiner Beinkleider, gewillt, diese ebenso rasch abzustreifen. Gleich darauf stand

er, nackte Statue eines jungen Phöbus, mitten im Raum, noch um dreitausend Jahre älter als zuvor, Phöbus victor. Seine Lippen aber sagten, während seine Augen finster und lockend lächelten: „Wenn Sie mir etwas Wäsche und Sachen von sich geben wollen, so ziehe ich es alles gleich an. Aber ich werde mich nicht zu sehr beeilen, und Sie können mir in Ruhe zusehen!“

Da hatte Heinrich plötzlich verstanden. „Und Sie meinen also, daran läge mir?“ fragte er seinen Gast.

„Sie haben mir doch die Schuhe gekauft!“ antwortete Jener etwas unsicher.

„Und?“ fragte Heinrich.

Dann, nach einer kleinen Pause, fuhr er fort: „Wenn ich recht verstehe, meinen Sie also, daß ich Ihnen die Schuhe gekauft hätte, weil ich ein gewisses Wohlgefallen für Sie empfand, das als verboten gilt? Und in Ihren Augen waren die Schuhe nur zwei schöne, schwarzlackierte Werbungen, zwei Gedichte, statt mit Tinte mit Pech geschrieben. Gedichte an Sie?“

„Das will ich nicht so direkt sagen“, meinte der Andere. „Ich glaube nur, daß wer so etwas tut, wie Sie mit den Schuhen, gewiß für irgend einen Menschen so fühlen könnte, wie Sie es andeuten. Und warum soll ich dann nicht dieser Mensch sein?“

Heinrich stutzte einen Augenblick. Dann antwortete er nachdenklich: „Welche Möglichkeiten in mir sind, das vermag ich selbst noch garnicht zu erkennen. Ich rätsele noch daran. Nicht wahr, man kennt sich doch noch selbst nicht! Kennen Sie sich? Deshalb kann ich Ihnen Ihre Frage auch in solcher Kürze nicht beantworten. Aber so viel weiß ich: ich beobachte meine eigenen Regungen durchaus genau und ehrlich. Und nun finde ich: ich habe Ihnen die Schuhe gekauft, weil ich dachte: das ist ein junger Mensch wie ich, und er geht ohne Schuhe. Und gehört er nicht auch zum heiligen Heerbann der Jugend? Wir sind doch Zeitgenossen, Genossen desselben Sterns, nämlich dieser Erde. Dies ist unsere Beziehung. Eine sehr ferne, eine sehr nahe Beziehung — wie Sie wollen. Aber ein persönliches Gefühl irgend welcher Art, das gerade Ihnen galt, lag mir ganz fern. Ich kann nichts in mir entdecken, als was ich Ihnen eben aussprach!“

Der Andere lächelte irgendwie ungläubig. Zugleich erhob er seine Stimme lauter, als wollte er die Aufmerksamkeit auch Dritter auf seine Anwesenheit in Heinrich's Zimmer lenken. Vielleicht sollte die Wirtin kommen, während er nackt in seinem Glanze stand.

Da ging Heinrich zur Tür und sagte: „Ich rufe nur nach Frau Meyer, damit Sie Ihnen etwas Kaffee bringt. Sie werden hungrig sein.“ Der Andere wurde plötzlich still, schrumpfte in sich zusammen. Zog seine grauen, zerschlissenen Sachen hoch und über. Und wirkte nun viel kleiner, als da er nackt gewesen war, obwohl doch die Hülle weiter sein mußte, als der nackte Körper.

„Sprechen wir jetzt von Ihnen!“ sagte Heinrich. „Wer sind Sie? Was ist Ihr Leben? Was können Sie von sich in Worte bringen? Und was denken Sie über Ihr Auf-der-Welt-sein?“

Schluß Seite 22.

„Was kann Sie das interessieren?“ antwortete der junge Mensch störrisch.

„Sie erzählen mir vielleicht ein Stück meines eigenen Lebens; wie ich es geführt haben würde, wenn ich in Ihrer Wiege zur Welt gekommen wäre. Vielleicht würden Sie, in meiner Wiege geboren, auch ein Leben geführt haben, wie ich es führe, und meine Taten getan. Ich glaube, der Punkt, wohin wir gestellt sind, ist entscheidender für unser Erleben und Tun, als unsere Individualität. Uebrigens gebe ich Ihnen nachher einen Anzug und etwas Wäsche mit. Und ich werde versuchen, Ihnen eine Stelle zu verschaffen, die Ihnen gemäß ist!“

Als der Besuch fort war, blieb es eine ganze Weile sehr still in Heinrichs Zimmer. Still wie auf einer Alm. Dann begannen die Glocken des Domes plötzlich ihr Sonntag-Vormittags-Geläut, mächtig und prächtig. Darauf stimmte das Geläut der alten Parochialkirche ein mit einem Choral von Bach. Die St. Marienkirche sandte ihren dunkel schwingenden Glockenton herüber, der wie eine ewig ungelöste Frage in der Luft hängen blieb. Das helle Klingeln der früh-italienischen St. Veitskirche wirkte toskanisch und gab raffaellitische Harmonien in die Stunde.

Glockentanzplatz! Das waren die großen, weißen Dielen am Boden von Heinrich's Zimmer. Leise zitterte das riesige alte Gebälk. Und wurde rührend. Man wußte plötzlich: alles Holz ist mit Geige verwandt. Es schwingt mit beim kleinsten Laut, obwohl es so riesig ist. Was für ein wunderbarer Freund ist in allem Hölzernen, da es so zart mitzuschwingen versteht.

Heinrich war, indessen er lauschend dasaß, zu Mute, als hätte er allerlei Aufschluß bekommen, während in seinen Vorstellungen irgend eine Apfelbaumblüte sich sehnsüchtig irgend einem Winde entgegen öffnete. Der Gast hatte recht. Es sind Möglichkeiten in mir. Ich habe sie nicht gesehen. Aber er hat sie mir gezeigt. Ich bin ihm dafür verpflichtet, dachte er. — Ich habe nun einen Sohn. Der ist ebenso alt wie ich. Warum sollte man nicht einen Sohn haben können, der ebenso alt ist wie man selbst? — Jetzt aber müßte der Freund kommen. Die Tür müßte aufgehen. Dann würde der dunkel-strahlend-Vollkommene still eintreten. Gewiß geht er dann weiter an den alten Flügel, und in den zitternden Tasten harft die Sehnsucht vergangener Generationen durch den Raum. Und unser beider Sehnsucht schicken wir mit im Zuge der unabsehbaren Gemeinde aller Sehnsüchtigen. Heinrich wußte plötzlich um einen Freund für sich, während er in die Tasten griff. Es war ihm, als schüfe er den Freund aus den Tasten. Dann wieder, als spielte der Andere mittels seiner, Heinrich's Hände. Er träumte Bewegung in einer großen Seele, er ersann Vorbild, Götterbild und Altersgenossen in ein und derselben Gestalt, er erfand den Freund, der Gelübde entfachte, ihn, dessen Anblick die Herzen heiß machte, die Willen beschwingte.